



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gerade vor sich gehen. Raffael läßt, halb träumend, alles mit sich machen. Da erscheint plötzlich wieder Vice, die nun von dem seltsamerweise aufgesparten Rest des Bechers sich selbst den Tod getrunken hat, und Raffael erklärt unter allgemeiner Erregung seiner vornehmern Braut: „Ich gehöre einer Toten!“ und damit fällt der Vorhang.

Raffael ist also von der Fornarina vergiftet worden. Das ist die Erfindung des Dichters. Ist sie — dem Eindrucke nach, den sie auf die Zuhörer macht — wahr? Ist sie schön? Möchte man, daß es in Wirklichkeit so gewesen wäre? Wer gewinnt etwas bei solcher Dichtung? Weder der Freund der Kunst, dem dadurch seine Kunstgeschichte verdorben wird, noch der Liebhaber des Schönen, der leer ausgeht, noch das große Publikum, das etwas falsches lernt. Paul Heyse nennt das ein Trauerspiel! Wir wollen nicht böshaft werden.

Wenn nur irgend etwas einzelnes noch wäre, woran man sich erholen könnte. Aber nichts als künstlich hervorgesuchte Reminiszenzen aus Kunst und Litteratur. Nirgends wirkliches, überzeugendes Leben. Wie trivial und archäologisch ist es z. B., daß Raffael, als er den Giftbecher an die Lippen setzt, das viel gebrauchte und mißbrauchte Wort von Dante zitiert: „Kein größerer Schmerz, als des verschwundenen Glückes sich erinnern im Elend.“ Ein dramatischer Dichter hätte sich wohl vor allem dessen erinnern können, daß der Satz, wie oft hervorgehoben worden ist, psychologisch genommen nicht einmal für richtig gelten kann.

Nach unserm Geschmack ist Paul Heyses Fornarina nichts als eine dramatisirte Künstlernovelle von geringem Wert. Wir glauben kaum, daß andre günstiger urtheilen werden, und noch weniger, daß der berühmte Name des Dichters den Lesern einen Ersatz gewähren wird für die Enttäuschung, die sie an dem Inhalt der Dichtung erfahren müssen. Der Herausgeber aber wird, wenn er sein der Absicht und dem Plane nach beifallswürdiges Werk lebensfähig erhalten will, vollends bei zehn Festen jährlich, nicht nur auf die Namen, sondern vor allem auf die Beiträge seiner Mitarbeiter zu sehen haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Drei Wahlschlachten. Arendt und von Kardorff haben Glück. Hätte Bryan gesiegt, so würde man binnen einem Jahre genau erfahren haben, was bei der künstlichen Wertsteigerung des Silbers herauskommt, und der Währungsstreit wäre entschieden gewesen. Das Volk der großen Republik hat sich zu dem gefährlichen Experiment nicht hergegeben, und so können unsre Silbermänner ihre Rolle als Volkstretter vorläufig weiter spielen. Daß sich beinahe die Hälfte der Nordamerikaner fürs Silber bis zur Tollheit hat erhizen lassen, darf weiter nicht Wunder nehmen. Es ist das Schicksal der großen Völker unsrer modernen Welt, von Phrasen und Schlagwörtern genarrt zu werden, weil sie bei der unüberschbaren Größe und heillosen Verworrenheit ihrer Staatswesen die wirklichen Ursachen ihrer Leiden nicht so leicht zu ermitteln vermögen wie die Bürger eines

Kleinstaat älterer Zeiten. In den Vereinigten Staaten gerade wäre das freilich nicht so gar schwer gewesen. Die dortigen Landwirte sind jetzt verschuldet gleich den Landwirten der alten Staaten, weil sie ihr Land nicht mehr umsonst haben wie ihre Großväter, sondern schweres Geld dafür bezahlen müssen; bekanntlich hat die Landverschleuderung, namentlich an die Eisenbahngesellschaften, und der Verkauf großer Länderstrecken an europäische Kapitalisten diesen Zustand weit früher herbeigeführt, als er infolge der Bevölkerungszunahme im Laufe der Zeit von selbst eingetreten sein würde. Auch leben die heutigen Farmer wahrscheinlich nicht mehr so einfach, wie die alten Blockhausbewohner gelebt haben, brauchen also mehr Geld. Und die Lage der Lohnarbeiter hat sich verschlechtert, weil jetzt der Bedarf an Lohnarbeit gedeckt, das Angebot stärker als die Nachfrage ist, und weil die Schutzzollpolitik zusammen mit der Geldvermehrung Überproduktion und Krisen hervorgerufen hat. Allerdings haben die Arbeiter in Nordamerika vielleicht mehr als anderswo Grund zu klagen, daß die Teilung des Arbeitsertrags zwischen Kapital und Arbeit nicht gerecht sei, denn nirgends sind die Privatreichtümer größer und zahlreicher, aber Währungskünsteleien sind nicht das geeignete Mittel, eine gerechtere Verteilung herbeizuführen. Die Hochschutzzöllerei wird ja nun erst recht angehen, wie der Name Mac Kinley besagt; aber welche Leiden sie auch über einzelne Klassen bringen mag, der Bestand des Staates kann dadurch nicht erschüttert werden. Die Bürger der Vereinigten Staaten sind in der glücklichen Lage, das Ausland völlig entbehren zu können, weil ihr Land groß genug ist und sich weit genug durch verschiedene Zonen erstreckt, um alle Bedürfnisse seiner Bewohner befriedigen zu können, und werden ihre Angelegenheiten klug geleitet, so können ihnen alle Kriege und autonomen Tarife der wegen ihrer Kleinheit auf Aus- und Einfuhr angewiesenen europäischen Staaten nichts anhaben.

In Österreich ist es das Schlagwort Jude, das den Massen nicht allein das Denken erspart, sondern schon die Denkfähigkeit selbst geraubt hat. Taucht unter den vielen kandidierenden Hampelmännern einmal ein wirklicher Mann auf, der die einzelnen Fragen ernsthaft angreift, so spricht er rein in den Wind; fängt er vom Ausgleich an, so ertönt von rechts und links die Frage: wie denkst du über die Juden? Kommt er auf den Arbeiterschutz, so heißt es rechts und links nur: heraus mit der Sprache! wie stehst du zu den Juden? Er mag sich winden, wie er will, es werden ihm Daumenschrauben angelegt; erklärt er sich nicht gegen die Juden, so laufen ihm die zur Rechten, erklärt er sich nicht für die Juden, so laufen ihm die zur Linken fort. Diese Erfahrung haben jetzt bei der niederösterreichischen Landtagswahl die Wiener Fabier gemacht. Als eine freie Vereinigung von akademisch gebildeten Männern unter Kronawetters Führung besteht diese Gruppe schon seit beinahe zehn Jahren; ein Organ hat sie erst seit zwei Jahren in der „Zeit“ erhalten, die nicht wenig dazu beigetragen hat, den österreichischen Liberalismus in Mißkredit zu bringen und seine Größen unmöglich zu machen, und jetzt ist sie auch in den Wahlkampf eingetreten. Von den englischen Fabiern unterscheiden sich die Wiener dadurch, daß eigentlich nur einer von ihnen, Otto Wittelschöfer, grundsätzlicher Sozialist ist, während die übrigen Individualisten und Sozialreformer verschiedener Schattierungen sind. In der letzten Wahlversammlung sprach Professor von Philippovich, der bekannteste und wissenschaftlich bedeutendste Mann der Partei, u. a.: „Wir sind eine Bürgerpartei, die Sozialdemokraten eine Arbeiterpartei. Diese agitieren für die Aufhebung des Privateigentums, wir sind der Überzeugung, daß das Privateigentum der heftigste Wunsch der Massen ist, daß es gar nicht abgeschafft werden könnte, selbst wenn die Sozialdemokratie

heute im Besitz der Macht wäre. Die Sozialdemokraten können keine praktischen Erfolge für die Arbeiter erzielen, weil sie stets auf ein [utopisches?] Endziel hinweisen und dadurch die Massen nur zu neuem Haß aufstacheln, während wir stückweise Reformen schaffen wollen. Die Sozialdemokraten umschmeicheln die Masse, sehen in jedem Arbeiter einen Tugendbold, in jedem Bürger einen Mann, der der Korruption mindestens nahe steht; wir aber glauben, daß die Bürger nicht schlechter sind als die Arbeiter, daß es überall gute und schlechte Menschen giebt." Die Zämmerlichkeit des Liberalismus wird von den Herren gebührend bloßgestellt, und die Zumutung, sich der bedrängten Juden anzunehmen, entschieden abgelehnt, aber den Antisemitismus erklären sie geradezu für eine Gefahr, ja für die Gefahr des Augenblicks; nachdem er die Österreicher schon an sich gehörig versimpelt habe, stehe er jetzt im Begriff, auf dem Wege über Lueger das Volk den Pfaffen und damit unheilbarer Verdummung auszuliefern. Wenn man bedenkt, daß der österreichische Alerus an die mythische Miß Vaughan und ihren Teufel glaubt und trotz aller verzweifeltsten Aufklärungsarbeit der reichsdeutschen Zentrumsblätter an diesem anmutigen Glauben festhält, so kann man es den Wiener Universitätsprofessoren nicht verargen, daß sie der drohenden feudal-klerikalen Reichstagsmehrheit mit Bangen entgegensehen. Die Arbeiterzeitung hat ihren Fanatismus so weit gezügelt, daß sie die Fabier als anständige Männer behandelt, d. h. als Männer, denen die Politik nicht, wie den abgewirtschafteten Liberalen, ein Geldgeschäft ist, und als Männer von Charakter, und daß sie über ihre Versammlungen objektiv berichtet; sie druckt sogar die scharfe Charakteristik der Sozialdemokratie, die wir oben wiedergegeben haben, mit Sperrschrift. Aber sie tadelt es, daß die Fabier zu früh darauf ausgegangen seien, politische Erfolge zu erringen, und daß sie sich dadurch der Gefahr ausgesetzt hätten, für die Judenliberalen zu arbeiten und in Abhängigkeit von ihnen zu geraten. Die fünftausend Stimmen, die Philippovich, Dfner und Kronawetter in der innern Stadt erhalten haben, seien doch gewiß nicht lauter Fabierstimmen, sondern Stimmen von Juden und Judenfreunden, die es mit neuen Männern versuchen wollten, nachdem die alten abgewirtschaftet hätten; geradezu kompromittierend sei es für die Sozialpolitiker, daß sich die Neue Freie Presse, das gemeinste und verderblichste aller Judenblätter, in letzter Stunde entschlossen habe, sie unter ihre Fittiche zu nehmen. Nun, von großen Erfolgen wird vor der Hand weder auf diese, noch auf eine andre Weise die Rede sein können, aber eine Wohlthat bleibt es für die Wiener, daß die blödsinnig machende ewige Melodie der Semiten und Antisemiten einmal durch die verständige Rede gescheiter Männer unterbrochen wird. Für die Stichwahl haben die Sozialpolitiker ihren Wählern empfohlen, die Fortschrittskandidaten den Antisemiten vorzuziehen; bekanntlich ist ihre Liste durchgegangen.

In Ungarn hat der diesseits der Leitha tote Liberalismus einen glänzenden Triumph gefeiert. Ob es wohl derselbe Liberalismus sein mag? Was ist überhaupt der ungarische Liberalismus für ein Ding? Von außen gesehen sieht er, wenigstens bei den Wahlen, genau so aus wie der galizische Feudalismus, nur daß Bestechung, Betrug, Prügel, Säbelhiebe, Wein- und Schnapslieferungen von der Regierung Vanffys in weit großartigerem Maßstabe verwendet worden sind als von der Regierung Bardenis. Der Budapester Korrespondent der Frankfurter Zeitung entschuldigt den liberalen Terrorismus auf folgende Weise: „Internationaler Alerikalismus und österreichischer Feudalismus haben die Brandfackel ins Land geschleudert, um den Staat der selbstbewußten, freiheitsliebenden, liberalen ungarischen Mittelklasse in Asche zu legen. Die klerikale Volkspartei sollte, unterstützt von Slowaken, Serben, Rumänen und einem Bruchteil der Deutschen, die Mehrheit erlangen und

dann das allgemeine Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe einführen. Bei der gewaltigen Zahl der Analphabeten, bei dem noch durch keinen Schulunterricht paralyferten Einfluß der Geistlichkeit auf die Massen wäre das abgeänderte Wahlrecht gleichbedeutend mit der Diktatur der Pfaffen und Popen." Damit wissen wir aber immer noch nicht so recht, was es für eine Art von Freiheit ist, die der liberale Magyar liebt. Vielleicht verhilft uns Schäßle dazu, der vor sieben Monaten, gestützt auf die Statistik, in der „Zukunft“ gezeigt hat, wie Budapest immer mehr magyarisch, jüdisch und kalvinisch wird, Budapest aber bedeute heute schon Ungarn, wie Paris Frankreich bedeutet. Man wird nicht fehlgehen, wenn man unter der Freiheit, die das „liberale Bürgertum“ Ungarns erstrebt, die Freiheit der Magyaren, die Deutschen und Slawen zu magyarisieren, die Freiheit der Juden, unbehindert ihre Art von Geschäften zu betreiben, die Freiheit der Calvinisten, die Katholiken aus den höhern Ämtern zu verdrängen, und die Freiheit aller drei Verbündeten versteht, sich die Einmischung des „Königs“ in ihre Angelegenheiten zu verbitten und zu den Kosten der Reichsverteidigung so wenig wie möglich beizusteuern. In welcher übler Lage befinden sich doch unsre deutschen Brüder da draußen! Nachdem die Deutschnationalen der Schönererschen Richtung beinahe ebenso verpönt sind wie die Deutschliberalen, haben sie, wenn sie sich nicht durch Spaltung zur Ohnmacht verurteilen wollen, nur noch die Wahl, ob sie sich unter feudalklerikale Leitung begeben oder mit den magyarisierenden Ungarn verbünden wollen.

Zur Judenfrage. „Ein ständiger Leser der Grenzboten“ macht den Verfasser der Rezension von Müllings Buch auf einige Bibelstellen aufmerksam, die selbst dem Alten Testament „einen grundantisemitischen Zug verleihen,“ und hofft, daß er „seine Irrtümer gern korrigiren“ werde. Dem Schreiben liegt der Politische Bilderbogen Nr. 17 bei, der den „Auszug der Juden aus Deutschland“ darstellt. Der auf die Rückseite des Bogens gedruckte Text enthält einige der Strafandrohungen des Alten Testaments, namentlich die, daß die Juden als Sklaven unter fremden Völkern leben und nirgends Ruhe finden sollen. Daraus wird geschlossen, daß die Juden „gegen den klaren Wort der mosaischen Verheißungen handeln,“ wenn sie sich „in Deutschland für alle Zeiten festnisten wollen.“ Wahrscheinlich also ist hauptsächlich ein „Irrtum“ des Rezensenten gemeint, daß er S. 219 mit Berufung auf 5. Mose 15, 6 äußert, er glaube nicht, daß die christlichen Völker die Juden jemals los werden würden. Die Strafandrohungen des Alten Testaments sind dem Rezensenten, der die ganze Bibel schon oft von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat, wohl bekannt. Diese Strafandrohungen sind aber für den Fall ausgesprochen worden, daß die Juden von Jehovah abfallen und die Götter der Heiden anbeten würden, und sie haben sich bereits erfüllt. Da die Juden heute nur noch Jehovah anbeten, so können sie sich nicht mehr davon getroffen fühlen; Götzendienst im sittlichen Sinne, z. B. Mammonanbetung, treiben die Christen so gut wie die Juden. Nun haben diese sich zwar, dem Neuen Testament zufolge, durch die Verwerfung des Messias eine zweite Schuld zugezogen, und haben darum ein zweitesmal die Verstreuung unter die Völker erlitten. Aber gerade darin, daß sie seitdem unter fremden Völkern leben, liegt ja die Erfüllung der Prophetie, die zu nichte gemacht werden würde, wenn sie, wie der Bilderbogen will, allesamt nach Ägypten geschafft würden, wo sie dann doch, sie möchten wollen oder nicht, einen jüdischen Nationalstaat aufrichten müßten und eine bleibende Statt haben würden. Wenn den Antisemiten die Judenvertreibung gelingt, so hat der Rezensent durchaus nichts dagegen, denn er ist gewohnt, die Wanderungen der

Völker mit philosophischer Ruhe zu betrachten. Aber sich an der Austreibung zu beteiligen, findet er sich nicht veranlaßt. Er lebt inmitten einer bäuerlichen Bevölkerung, die sich eigener Kreditorganisationen erfreut und keinem Juden verschuldet ist. Weder er noch Personen seines engeren Bekanntenkreises sind jemals von Juden bewuchert oder betrogen worden; er borgt niemanden an, weder Christen noch Juden, und giebt jedermann den Rat, es ebenso zu machen, denn so ist man vor der Gefahr, ein Judenknecht zu werden, vollkommen sicher. Seit seiner Studentenzeit, wo er einmal gezwungen war, einen Rock auf Borg zu nehmen (der sehr gut gehalten hat, noch auf dem Leibe zweier Brüder), hat er kein Kleidungsstück mehr im Laden gekauft, sondern bestellt jedes Stück beim kleinen christlichen Schneider. So kommt er denn gar nicht in die Lage, von Juden geschädigt zu werden, und kann sich daher auch nicht entschließen, an einem Kreuzzuge gegen Personen teil zu nehmen, die weder ihm noch seinen nähern Bekannten je etwas zu Leide gethan haben, und vor deren schädigenden Einflüssen sich jeder Deutsche so leicht bewahren kann wie er selbst. Seinem Schönheitsideal entsprechen die jüdischen Gesichter und manche jüdische Gewohnheiten auch nicht, aber er muß sich so viel gefallen lassen, was seinen ästhetischen Sinn beleidigt, und was er nicht ändern kann, daß ihn die Zugabe von einigen krummen Nasen nicht besonders aufzuregen vermag.

Zur Frauenfrage. Unter diesem Titel hat Moriz Voeb einen Vortrag herausgegeben (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer), den er im Freien deutschen Hochstift gehalten hat. Darin wird besonders auf zweierlei der Nachdruck gelegt. Erstens daß der Frauenüberschuß eine Fabel ist. In Wirklichkeit giebt es in Deutschland 600 000 Männer im heiratsfähigen Alter mehr als solche Frauen. Die überschüssigen Frauen sind Wittwen. (2157870 auf 774967 Witwer, woraus, wie Voeb nebenbei bemerkt, ersichtlich ist, in welchem Grade viele heutige Erwerbsarten gesundheitschädlich und lebensgefährlich sind.) Zweitens hebt er, wie auch E. von Hartmann schon vor ein paar Jahren gethan hat, hervor, daß die Frauen gerade durch ihre Teilnahme am Erwerbsleben die Frauenfrage stetig verschärfen. Voeb beleuchtet das drastisch an den Verhältnissen der im Handel Angestellten. „In den Büreaus unsrer großen Banken und Versicherungsanstalten hat mit der Schreibmaschine auch die Frau ihren Einzug gehalten; die Buchhalterin ist uns schon zur gewohnten Erscheinung geworden. Welches sind die Ursachen dieser Erscheinung? Ist die Frau tüchtiger, leistungsfähiger als der Mann? Das werden die Frauen selbst nicht behaupten. Aber sie sind mit niedrigerem Gehalt zufrieden; sie lassen sich mehr gefallen als die männlichen Angestellten, und endlich ist von ihnen viel weniger zu besorgen, daß sie sich eines schönen Tages in Konkurrenten verwandeln. Und die Folge davon? Die Mehrzahl der im Handel Angestellten ist zum Bölibat gezwungen; sie müssen, um nicht brotlos zu werden, mit ihren Gehaltsansprüchen auf das Niveau der weiblichen Konkurrenz hinuntergehen.“ In der That, wenn bei uns die Volkssitte den Frauen den Broterwerb allgemein verböte, wie in den meisten mohammedanischen Ländern, so wäre das eine viel bessere Lösung der Frauenfrage als die Errichtung von Mädchengymnasien; denn wollte man dann die vermögenslosen Klassen nicht aussterben lassen, so würde nichts weiter übrig bleiben, als den Männern einen für den Unterhalt einer Familie hinreichenden Arbeitslohn zu zahlen.

Zwei geflügelte Worte. 1. Navigare necesse est, vivere non necesse est — die Inschrift auf dem Seemannshause in Bremen — ist ein Wort, daß auch der Kaiser vor mehreren Jahren bei seiner Anwesenheit in der alten Hansa-

stadt angeführt hat. Der Spruch findet sich nicht bei Büchmann. Daß er aber ein geflügeltes Wort ist, zeigt folgende Geschichte, die Plutarch im Leben des Pompejus (Kapitel 50) erzählt. Pompejus wollte sich als praefectus annonae, d. i. Minister für die Getreideversorgung, in die Kornkammern des römischen Reichs, nach Sizilien, Sardinien und Nordafrika begeben, um dort Brotkorn zu beschaffen. Als er aber in See gehen wollte, erhob sich ein schwerer Sturm, sodaß die Schiffskapitäne die Abfahrt widerrieten. Da sprang Pompejus als der erste ins Schiff und gab den Befehl, die Anker zu lichten, indem er ausrief: *πλεῖν ἀνάγκη, ἤν οὐκ ἀνάγκη*.

2. „Blut ist dicker als Wasser“ hat der Kaiser vor kurzem den zum Besuch der Berliner Ausstellung eingetroffenen Ingenieuren zugerufen. Das scheint ein Sprichwort zu sein, es ist aber ein geflügeltes Wort. Woher stammt es aber? In Deutschland scheint es bis dahin gänzlich unbekannt gewesen zu sein. Nun lese ich aber in einem dänischen Roman von Igemann: Erik Menveds Barndom, der mir in schwedischer Übersetzung vorliegt: *hade mitt broderblod into den gängen varit litet tjockare än vattnet i ån, så skulle ni aldrig hafva sluppit ofver bron*, d. h. wäre mein Bruderblut damals nicht etwas dicker gewesen als das Wasser im Fluß, so wäret ihr schwerlich über die Brücke gekommen. Den besondern Fall anzuführen, auf den sich das Wort hier bezieht, ist unnötig. Es genügt, daß in Skandinavien der Spruch: *blod er tjockare än vatten*, bekannt ist. Man könnte also vermuten, daß der Kaiser das Wort von einer seiner Nordlandsfahrten mitgebracht habe. Es könnte aber auch englischen Ursprungs sein, zumal da er es zu Engländern gesagt hat. Weiß jemand, ob es in England ein Sprichwort: *blood is thicker than water* giebt?

Karlsruhe

f. Kunze

Pikante Lektüre können zuweilen auch antiquarische Bücherverzeichnisse sein. So ist z. B. Herr Jos. Baer in Frankfurt am Main in der merkwürdigen Lage, in seinem antiquarischen Anzeiger 452 unter Nummer 9282 folgendes Buch anzubieten:

Deutsche Gedenkblätter 1870/71. Herausgegeben zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins. Berlin, 1871. Gedruckt in der königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei. Imp. 8°. Orig.-Kart. Mark 20. Geschenkexemplar der Kaiserin Augusta an die Königin von England mit eigenhändiger Widmung auf dem Vorsatzblatte: *Meiner teuren Victoria von Ihrer Getreuen Schwester, Cousine und Freundin Augusta*.

„Herausgegeben zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins.“ Schön. Aber zu wessen Besten mag das Buch (und gerade dieses Buch) an den Frankfurter Altbücherhändler gelangt sein?

